

Eine Deutsche Tugend.

Welche Folgen diese am St. Patricistage für John Ritsch, Esq., und seinen Freund, dem Dörre Quetsche-Hannes, hatte.

Wider Ehre! Nun dem herrlichste Wetter begrüßt, geh ich gestern Morche uff der Striee un denk an mir Dummes, da kummt uff eemol der Dörre Quetsche-Hannes daher und sagt „Hello, John“



„Hello, John“ un Ich sag of course aach „Hello“ un dann hawwe mer Uns alle Zwoe umgedreht un der Dörre Quetsche-Hannes hot gesagt: „Da brüwe in der Mittel bum Blad is e Plab, der is alright.“ „Well,“ sag Ich, „kimm.“

Der Bar war mit der eirische Plag deforäted un Alles war grün. Blos der Wischen, wo die Leit, wo an der Bar gestanne hawwe, getrunke hawwe, war bräunlich.

Es war'n beinah lauter eirische Tschentelmannen an der Bar gestanne un Wir sein sofort invited worden, sie ze tshoone. In eme Drink natürlig. Well, mer hawwe ätgepied. Mer will doch nit unüblich sei un Jemand inofolte. Will mer, Mister Ebiter?

Die eirische Tschentelmannen, wo nit blos Schämrods in die Knopflöcher, sondern auch grüne Schärpe umgehant hawwe, hawwe es als e Pläter uffgenommen, daß Wir, die natürlig als Tschormans ritoneist hawwe, aach die eirische Colors getrage hawwe. Der Ene dero, wo die Annere „Mister Marichall“ gefalt hawwe, hot gesagt, daß er die Dutsch immer forchtbar gleiche hätte. Ich her of course des Compliment ritört un hen bistart, daß die Eirische Mir die liebste Menschle dunn der Welt wär'n. Der Dörre Quetsche-Hannes hot Wörter zu dem nämliche Effekt gebraucht. Derzwoische dorä hen Wir als noch en Whisken getrunke un Uns dann gegesigete Liebeserlärunge gemacht. Wir war'n grad so weit gestimme, daß Wir dunn dem Prinzpell ausgehend, daß wann die Eirische un die Dutsch gesammelschide thäte, sie die Welt whippe könnte, die Possibilitie dunn eme eirisch-deutsche Bündnis un kommende Weltkrieg besproche hawwe un waen zu dem Risolt gestimme, daß Ruschä, Frans, Tschapan, Tschina, Ingländ un Spän kombint nit vergesen ausdrücte könnt, da bin Ich uff e Ebidie gestimme. Ich hen Meine eirische Frends diffärt, Ich thät jehz Mir die Freiheit nemme, sie zor Feier des Tages zu eme Drink eilade, wo die Color bewo ichun Mei Frentschiip un Mei Eshiem for die geehrte Herrn Eirische expresse thät.

Da druff hen Ich dem Wirth was in's Ohr gesagt un er hot alle Hand all äround en Exeme de Münz eigeschenkt. Des Compliment hot natürlig Meine geehrte Frends, die Eirische, sehr geflättert. Des heist, die Color hot sie sehr gepfeist, owiewer Ich glaab, es hot ihne e Bihje ze schwach geschmeckt.

Der Dörre Quetsche-Hannes hot (er hot sich for den Pjurpoh vun Mir fünf Dollars gepumpt) Mei Ebidie sofort ädopied un aach en grüne Schnapps getriet. Diesmah hot der Mister Eulen, wo am Nachmittag als Marschall bei der Paräd hot ätte solle, es offe gestanne, daß der grüne Schnapps e Bihje dünn un indifferet vorimme thät. Da hot ihm der Dörre Quetsche-Hannes (oh Hannes, Hannes, warum hochst du Mir des gethan?) ihm de Adweis gegewen, e Bihje Orange-Bitters enei ze thun.

Mister Ebiter! Dem Dörre Quetsche-Hannes geht es heint schon bedeutend besser un in drei vier Tag werd er äbel sei, zu der Misses Dörre Quetsche-Hanneffin transporied wern ze könne. Vorkäufig is er, of course, noch im Hospital.

Was Mich abelant, so bin Ich mit leichere Verlehungne deroo gestimme, weil Ich nämlich — es war Mir grad egefall, daß Ich e Appointment gehat hen — des Lokal sehr plüchlich verlosse hen. Es sein Mir blos e Paar Gläser, e Wasser-Pitche un e Stuhl nachgeflog, wo Mich owiewer zum Glück an seine edle Körpertheit getroffe hen.

Der Wirth klämmt dreihunnert un sechzig Dollars Dämätlich, wo Ich wahrscheinlich feinelli deroor uffstamme muß, weil die Eirische sehr viel Influenz hawwe un der Dörre Quetsche-Hannes sehr wenig Geld hot.

Ihne des Nämliche wünschend Mit Rigards Yours

John Ritsch Esq. Am nexte Sänkt Patricistag bleib Ich de ganze Tag derheim. Der Dörre Quetsche-Hannes hot sich des aach vorgenommen. D. D. Esq.

Das verweigerte „Haritiri“.

Der französische Schriftsteller Majiere theilt im „Gaulois“ ein Geschichtchen mit, das vom Admiral Gourdon gelegentlich eines über den russisch-japanischen Krieg und die Todesverachtung der Japaner geführten Gespräches zum Besten gegeben wurde. Die Sittle des „Haritiri“, meinte der Admiral, „die jehz übrigens langsam außer Gebrauch gerät, charakterisirt vorzüglich den ganzen Steptizismus des Japaners und seine angeborene Unfähigkeit zum Mitleid, ja seine absolute Betrachtung dieser schönen christlichen Tugend, auf die wir Europäer tagtäglich Anspruch erheben zu dürfen glauben.“ Bald nach meiner Ernennung zum Offizier hatten ich und ein Kamerad Namens Douchage den Auftrag erhalten, uns an einer der geheimnisvollen Missionen zu beteiligen, deren Thätigkeit die Organisation der japanischen Flotte anvertraut war; im Laufe der Begebenheiten avancirte mein Kamerad zum japanischen Admiral. Als solcher nahm er am Aufstande des Taitone gegen den Mitado auf Seite der Revolutionäre theil und wurde nach der Niederlage der Letzteren vor ein Kriegsgericht gestellt. Dieses sollte ein Todesurtheil, nach welchem meinem braven Kameraden der Kopf gespalten werden sollte. Dem Volkzug dieses Urtheils jedoch mußte, wie es der peinlichen Executionordnung in Japan entspricht, das „Haritiri“ vorangehen. Das heißt, der brave Douchage sollte sich, wie jeder andere zum Tode Verurtheilte sonst auch, vor der Hinrichtung mit eigener Hand den Bauch aufschneiden. Als ihm aber der fatale Säbel präsenirt wurde, weigerte sich Douchage auf das Entschiedenste, sich dessen zu bedienen. Er erklärte, daß er sich zwar der Sirenge eines Spruches füge, demzufolge ihm ein anderer den Kopf spalten dürfe, weil dieses Urtheil ja im Besetze begründet sei, müsse aber entschieden die Annahme eines Brauches verweigern, der ihn verpflichte, sich selbst die Eingeweide herauszuschneiden. Drohungen, Bitten und Beschwörungen — nichts vermochte Douchage von dem ethischen Werthe des „Haritiri“ zu überzeugen. Er blieb standhaft, und so blieb zu seiner Genugthuung sein Bauch intakt. Ja, noch mehr! Man mußte ihm nun auch den Kopf lassen, da das japanische Strafgesetz den Fall nicht vorgesehen hatte, daß ein Verurtheilter den Volkzug des „Haritiri“ verweigern könne, weshalb nach dem Gesetze der Hinrichtung unbedingt vorgehen mußte. Seither war das Ansehen meines Freundes Douchage in ganz Japan das denkbar schlechteste. Er mußte nach Frankreich zurückkehren, wo er derzeit in Cannes Leiter einer — Regenkleidfabrik ist.

Man führte ihn in einen künstlerisch vornehm ausgestatteten Salon. Nachdem er eingetreten, blieb er lauschend stehen. Aus dem Nebenzimmer ertönte der Gesang einer Dame, die mit jugendfrischer schmelzreiner Altstimme Wagners „Träume“ sang. Bei diesen Tönen wurde ihm ganz sonderbar warm um's Herz. Plötzlich verstummte die Musik und unmittelbar darauf wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet und ein junges, schlantes Mädchen erschien auf der Schwelle.

„Ach, Verzeihung, ich wollte nicht, daß jemand hier sei. Sie warten gewiß auf Mama? Bitte, gebunden Sie sich noch wenige Minuten, Mama hat augenblicklich Besuch.“

Dr. Piel stand terzengerade in seiner ganzen Länge vor der jungen Dame. „Dr. Piel,“ stellte er sich ihr vor, und wandte ihnen Blick von der liebreizenden Mädchenstatur, deren Erscheinung ihn wunderbar berührte. Er meinte, noch nie ein so liebliches, entzückendes Geschöpf gesehen zu haben. Man plauderte. Die Art und Weise, wie die junge Dame die Tagesgögen der Malerei und Literatur glänzte, zeugte von einer seltenen Gedankenschärfe. Sie wagte es, dem gelehrten Herrn Doktor auf das energischste zu widersprechen, und that dies mit den Waffen eines ungewöhnlichen Wissens. Das reizte den Mann der strengen Gelehrtsamkeit, und er stritt lustig mit einer Frau über Dinge, die nach seiner bisherigen Meinung für ein weibliches Gehirn ganz unfaßbar waren. Er stellte Behauptungen auf, der sie ohne Scheu und ohne Respekt vor seiner Vortrefflichkeit ihre Zustimmung verweigerte. In der Hitze des Gefechts kam man auch auf einige Verse Virgils, die jeder von ihnen ganz genau zu wissen behauptete, und die doch verschoben lauteten. Der Doktor rebete sich so in Hitze, daß er spornstreichs nach seiner Wohnung lief und den Band Virgil holte, den Fräulein Virgils zufällig nicht besah. Er war bald wieder da und trug einen glänzenden Sieg davon, denn er konnte seiner Gegnerin beweisen, daß er Recht hatte. Aber der Disput ging selbst dann noch weiter, als die Frau Kommerzienrath hinzukam. Auf die freundliche Einladung dieser Dame blieb Dr. Piel bis zum Abend da, und als er endlich schied, dachte er gar nicht einmal daran, was der eigentliche Zweck seines Besuches gewesen.

Und er kam wieder und immer wieder und er haunte immer von neuem wie viel Wissen, Geist und Logik, gepaart mit echt weiblicher Empfindung, diese junge Dame in sich barg. Diese jetzt fast täglichen Besuche bei Virgils waren ihm zur lähnen Lebensgewohnheit geworden. Aber schließlich sagte er sich, daß er dieselben nicht länger fortsetzen dürfe, ohne der Welt gegenüber eine triftige Erklärung dafür zu finden. Jetzt erst besann er sich, daß er in das Virgils'sche Haus gegangen war,

Nichts Neues. A.: „Denken Sie sich, jehz ist ein Oberhemd erfunden worden, an dem man keine Knöpfe nötig hat.“ B.: „Ach, so lang' ich verheirathet bin, hab' ich immer Oberhemden ohne Knöpfe getragen!“

Ein Salaulopf. Verkäufer: „Die Oberhemden kosten also pro Duzend 60 Mark, Probhemden gratis.“ Kunde: „hm, dann machen Sie mit also zwöf — Probhemden.“

Ein guter Vater. Frau: „... Was, fünf Maß hast du schon? Aber Mann, jehz den! doch endlich an deine sechs Kinder!“ Mann: „Da hast du Recht, Alte!.. Kellnerin, noch a Maß!“

Selbstbewußt. „Wie ich höre, haben Sie eine wichtige Entdeckung gemacht, Herr Professor?“ „Eine Entdeckung, die ich mache, ist immer wichtig!“

Ein Weiberfeind.

Novelle von Eugen Reiffert.

Es gab wohl kaum einen Mann, der mit größerem Eifer die Fehler der Frauen bezuglich verstand, als Dr. Piel, Oberlehrer am Gymnasium der großen Provinzstadt R. Sein Hauptgegner in dieser Beziehung war sein Onkel, Major z. D. von Borsdorf, ein ritterlicher alter Herr, galant jedem weiblichen Wesen gegenüber. Und trotz alledem war der Major unvermählt geblieben.

„Warte nur, mein Junge,“ pflegte der joviale Herr zum Schluß eines recht heißen Wortgefechts zu sagen: „Dein Uebermuthum wird sich schon auch einmal bitter rächen. Es giebt Beispiele.“

Unter solchen und ähnlichen Wortplänkeleien waren die Jahre vergangen, ohne nennenswerthe Ereignisse in dem Leben der beiden Männer zu bringen. Eines Abends überraschte der Oberlehrer seinen Onkel mit der Frage, ob er zufällig einen Referendar von Harmenig kenne, was der Major, ohne mit der Wimper zu zucken, verneinte.

Mit dem Referendar von Harmenig hatte es eine besondere Bewandniß. Dieser Herr beleidigte nämlich den Oberlehrer seit einiger Zeit in unerhörter Weise, indem er ihm seit Wochen schon Briefe schrieb, von denen einer folgendermaßen lautete:

„Mein Herr! Ich werde Sie zu treffen wissen! Sie sind ein hinterlistiger Mensch. Sollte Sie sich nicht entblöden, das Haus der Frau Kommerzienrath Virgils noch ferner zu betreten, so machen Sie sich auf eine Züchtigung gefaßt, wie dies Leuten Ihres Schlages gebührt!“

Dr. Piel wußte nicht, was er davon denken sollte, denn er kannte weder diese Dame, noch hatte er je ihren Namen gehört. Was sollte er nun thun? Er begann auf das Eifrigste Nachforschungen nach diesem Herrn von Harmenig. Aber er fand ihn nicht. Nirgends kannte man ihn. Nicht einmal die Polizei wußte etwas von diesem Menschen. Schließlich kam Dr. Piel zu dem Schluß, daß der Referendar nur in dem Hause der Frau Virgils zu finden sei. Der schwere Gang kostete ihm große Ueberwindung, und als er endlich vor der eleganten Villa stand, judte seine Hand mehrmals zurück, ehe er die Klingel in Bewegung setzte.

Man führte ihn in einen künstlerisch vornehm ausgestatteten Salon. Nachdem er eingetreten, blieb er lauschend stehen. Aus dem Nebenzimmer ertönte der Gesang einer Dame, die mit jugendfrischer schmelzreiner Altstimme Wagners „Träume“ sang. Bei diesen Tönen wurde ihm ganz sonderbar warm um's Herz. Plötzlich verstummte die Musik und unmittelbar darauf wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet und ein junges, schlantes Mädchen erschien auf der Schwelle.

„Ach, Verzeihung, ich wollte nicht, daß jemand hier sei. Sie warten gewiß auf Mama? Bitte, gebunden Sie sich noch wenige Minuten, Mama hat augenblicklich Besuch.“

Dr. Piel stand terzengerade in seiner ganzen Länge vor der jungen Dame. „Dr. Piel,“ stellte er sich ihr vor, und wandte ihnen Blick von der liebreizenden Mädchenstatur, deren Erscheinung ihn wunderbar berührte. Er meinte, noch nie ein so liebliches, entzückendes Geschöpf gesehen zu haben. Man plauderte. Die Art und Weise, wie die junge Dame die Tagesgögen der Malerei und Literatur glänzte, zeugte von einer seltenen Gedankenschärfe. Sie wagte es, dem gelehrten Herrn Doktor auf das energischste zu widersprechen, und that dies mit den Waffen eines ungewöhnlichen Wissens. Das reizte den Mann der strengen Gelehrtsamkeit, und er stritt lustig mit einer Frau über Dinge, die nach seiner bisherigen Meinung für ein weibliches Gehirn ganz unfaßbar waren. Er stellte Behauptungen auf, der sie ohne Scheu und ohne Respekt vor seiner Vortrefflichkeit ihre Zustimmung verweigerte. In der Hitze des Gefechts kam man auch auf einige Verse Virgils, die jeder von ihnen ganz genau zu wissen behauptete, und die doch verschoben lauteten. Der Doktor rebete sich so in Hitze, daß er spornstreichs nach seiner Wohnung lief und den Band Virgil holte, den Fräulein Virgils zufällig nicht besah. Er war bald wieder da und trug einen glänzenden Sieg davon, denn er konnte seiner Gegnerin beweisen, daß er Recht hatte. Aber der Disput ging selbst dann noch weiter, als die Frau Kommerzienrath hinzukam. Auf die freundliche Einladung dieser Dame blieb Dr. Piel bis zum Abend da, und als er endlich schied, dachte er gar nicht einmal daran, was der eigentliche Zweck seines Besuches gewesen.

Und er kam wieder und immer wieder und er haunte immer von neuem wie viel Wissen, Geist und Logik, gepaart mit echt weiblicher Empfindung, diese junge Dame in sich barg. Diese jetzt fast täglichen Besuche bei Virgils waren ihm zur lähnen Lebensgewohnheit geworden. Aber schließlich sagte er sich, daß er dieselben nicht länger fortsetzen dürfe, ohne der Welt gegenüber eine triftige Erklärung dafür zu finden. Jetzt erst besann er sich, daß er in das Virgils'sche Haus gegangen war,

um diesen Herrn von Harmenig zu finden. Aber jehz, nach Wochen und Monaten, konnte er doch nicht davon anfangen? Er mußte also die Besuche bei Virgils einstellen, wenn er nicht den Klatschungen der Stadt Stoff zum Gerede geben wollte.

Das waren schwere Tage des inneren Kampfes! Er schlief nicht, aß wenig und — das Schlimmste von Allem — seine Gedanken schweiften beim Ueberdenken der Besuche bei Virgils gefährlich oft in das trauliche Heim der Virgils. Seine Zertrenntheit nahm detart zu; daß er, der Mann der strengen Vernunft, allmählich zum Spott seiner Schüler wurde.

Er nahm Urlaub und reiste in die Residenz, wo er sich in das Studium der Bibliotheken und Bilder-Galerien vertiefte. Vergebens! Ueberall tauchte das liebreizende Gesicht Fräulein Virgils vor seinem geistigen Auge auf und lockte — lockte, daß ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat.

Er war endlich krank, nerventrank — sagte er sich und ging in eine Kaltwasserheilanstalt. Aber auch das half nichts.

Da traf ein Brief seines Onkels ein, der sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte und zum Schluß schrieb, man spräche in der Stadt viel von einer Verlobung des Herrn Referendar von Harmenig mit Fräulein Sofie Virgils.

Das war zu viel! Piel reiste sofort nach R. und stand eines Morgens ganz zeitig vor dem Major.

„Onkel!“ stieß er hervor, ohne diesem Zeit zu einem Wort zu lassen, „Du mußt mir einen Gefallen thun! Du mußt sofort zu Frau Virgils gehen und für mich um die Hand ihrer Tochter bitten!“

Dann warf er sich erschöpft in einen Sessel. Auf alle Fragen des alten Herrn, wie das so schnell gekommen, gab er keine Antwort. Er drängte nur, daß dieser sich so schnell wie möglich zur Kommerzienrathin begeben. Er ging natürlich mit und wollte auf der Straße warten, bis der Onkel ihm ein Zeichen gäbe, wenn die Freiwerbschaft günstig ausfiel.

Als dieses Zeichen erfolgte, stürmte Dr. Piel die Treppe hinauf in das Zimmer. Hier schlief der sonst so ruhige, besonnene Gelehrte das junge Mädchen in die Arme mit einer Gluth, die dem unbefonnensten Schwerenöthler alle Ehre gemacht hätte.

Später erst, beim Familienrathe, taumelte Dr. Piel aus seinem Liebesrausche auf, besann sich auf seinen Nebenbuhler und fragte Frau Virgils nach demselben.

Die Kommerzienrathin lachte, der Major wollte sich vor Lachen ausschütten. „Ich kenne diesen Herrn,“ sagte die Dame des Hauses.

„Ja, der bin nämlich ich!“ rief der Major ein. „Du?“

„Jawohl, ich!“

„Aber, die Briefe — wozu —“

„Ich wußte, daß nur eine einzige Dich, den Weiberfeind, heilen könne — dieses liebe, kleine Fräulein hier — Du wirst mir die List verzeihen.“

Statt der Antwort drückte Piel dem Onkel die Hand.

„Denn sieh, mein Junge,“ fuhr der alte Herr fort, „ich habe im Leben nur ein einziges Mal geliebt — und zwar meine Sofie hier — hier ergriff er Frau Virgils's Hand. „Damals aber war ich ein armer Leutnant und konnte nicht um sie werben. Und jehz als Wittwe wollest e mich nicht, bis ihre Tochter verheirathet sei. Das wird nun bald der Fall sein, und darum:

als Verlobte empfehlen sich Frau Kommerzienrath Sofie Virgils und Heinrich von Borsdorf, Major z. D.“

Aus einer deutschen Kleinstadt.

Eines Abends war große Clubbersammlung. Es sollte über einen Spielvesterball mit Abendessen Beschluß gefaßt werden. Man war bald einig, nur über die Beschaffenheit des Abendessens, ob kalt ob warm, konnte man sich nicht verständigen. Viele waren für warme Speisen, aber der Vorstehende, der alte Amtsgerichtsrath, gab den Ausschlag; er stimmte für kalte Küche. Auf dem Heimwege fragte ich ihn, weshalb er so sehr gegen das warme Abendessen geeifert habe. „Mein Lieber,“ bemerkte er da mit listigem Lächeln, „das will ich Ihnen verrathen. Bei kalter Küche wird nicht zu Tisch geführt. Hätten wir aber warm gespeist, so hätte ich die alte Landrätin zu Tisch führen müssen, und die kann ich nicht ausstehen.“ Und deshalb muß der ganze Club kalt speisen!“ rief ich aus; der alte Herr aber lachte wie ein Schelm.

Beim Frühstücken auf dem Rathsteller trafen wir täglich mit den Bürgerseuten zusammen; dort ging es fröhlich und harmlos her, aber auch da wurde auf Rang und Tite I gehalten. Als ein neuer Notarstontrollleur aus dem Osten zum erstenmal am Frühstücken theilnahm und dem Amtsgerichtsrath ein „Profit, Herr Rath!“ zurief, antwortete dieser prompt: „Profit, Herr Trollleur!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte jener indignirt.

Da antwortete der alte Herr mit seiner vernünftigsten Miene: „Geben Sie mir mein „Amisgerichts“, so gebe ich Ihnen Ihren „Notarstontrollleur“.“

Den einen Rechtsanwält durfte man nur mit Notar — was ihm mehr dünkte — anreden, die Stadtverordneten nur „Herr Bürgervorsteher“ oder „Herr Stadtrath“, und gar den „Herrn Rektor“ und den „Herrn Konrektor“! Ra, ich hätte es Keinem rathen mögen, sich hierin ein Versehen zu Schulden kommen zu lassen, namentlich bei dem Rektor, der, seitdem er einen Orden bekommen hatte, seine Gespräche gewöhnlich mit den Worten einleitete: „Zur Zeit, als ich noch keinen Orden hatte, machte ich einmal eine Reise nach Berlin u. j. w.“

Zum amerikanischen Kunstzoll. Ein Künstler, dem es nicht gelungen, die alte Welt von seiner Bedeutung zu überzeugen, wandert nach Amerika aus. Beim Betreten des Bodens der neuen Welt werden seine Effekten der üblichen Zollbesonheit unterworfen. — Zollbeamter (die Studienmappe durchblättern): „Diese Gegenstände müssen verzollt werden.“ — Maler: „So! Als was denn?“ — Zollbeamter: „Nun als Kunstwerke, natürlich!“ — Maler: „Dem Himmel sei Dank!“ Endlich einmal eine Anerkennung!

Empfindlich. Chef (zu seinem Kontoristen, dessen Wagen geknurr hat): „Solche Remonstraktionen verbitt ich mir! Wenn Ihnen das Gehalt zu wenig ist, so können Sie ja an andern Posten suchen!“

Von der Schmiere. Dichter: „Hier, Herr Direktor, überreichte ich Ihnen meine fünftägige Tragödie. Fürchten Sie nicht, daß sie zu lang ist?“

Direktor: „Haben S' nur keine Angst. Bei uns hält's ohnedies so leicht Niemand länger als zwei Akte aus!“

Zurückgegeben. Toxist: „Guten Tag, Schweineemulterchen!“ Frau: „Guten Tag, mein Sohn!“

Die kleine Patientin. „Ach, Mama, ich bin so krank! — so krank wie damals, wo ich das gute Himbeer-Gelee bekam . . .“

Ein Skobol.

Er: „Ich bin nicht gern mit M. zusammen, man sagt, er soll Gedanken lesen können.“

Sie: „Nun, da hätten Sie doch nichts zu befürchten.“

Stoffenloser. Köchin (die bei einer Auseinandersetzung mit der Gnädigen den kürzeren zog): „Herrschaft, jehz hab' ich die Herrschaft über die Herrschaft verloren!“

Reid. Richter (zum Angeklagten, der verheirathet ist): „Den Einbruch haben Sie also nach Mitternacht ausgeführt — dürfen Sie denn so lange ausbleiben?“

Näher zusammen. Mutter: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich thun soll, Johnnie, damit Du nicht immer zwischen den Mahlzeiten zu essen verlangst.“

Johnnie: „Mach' die Mahlzeiten näher beisammen, Mama.“

Verhöhnung. Weinhändler (zum Bekannten): „Ich darf Sie also am Sonntag erwarten? (als der andere einen Augenblick mit der Antwort ädert) Sie können ruhig kommen . . . es wird Bier verabreicht!“

Einfache Lösung. Sie: „Du, Hermann, der Arzt hat mir dringend Luftveränderung angerathen.“

Er (Meteorologe): „Das trifft sich gut; heute, spätestens morgen, wird der Wind umschlagen.“

Vorsicht. Herr (Schwärmerisch): „Mein verehrtes Fräulein, ich bin ganz Feuer und Flamme für Sie!“

Dame: „Und wollten Sie diese Gluthen nicht lieber an einem häuslichen Herde konzentriren?“

Erster Gedanke. Ein Hausfirt wird auf der Straße ohnmächtig und sofort ist er von einer Menge Neugieriger umstellt. Ein Herr bringt ihn durch Eintröpfeln von Stagnak zum Bewußtsein. Mit verwunderten Augen starrt er die Menge an und fragt: „Ebbes gefällig meine Herrschaften?“

Schicksaltsünder. „Haben Sie schon gehört, der junge Müller, der mit seinem Automobil Afrika durchqueren wollte, ist unter die Kannibalen geraten?“

„Was Sie sagen! Aber sie haben ihn doch wieder freigelassen?“

„Ach nein, in seinem eigenen Benzin haben sie ihn gebreten.“

Frommer Wunsch. Etti: „Weißt Du, Vetter-Fritz, Deine Heimath ist zu reizend; besonders die Berge finde ich entzückend.“

Vetter-Fritz (ein stotter Bruder Studio, seufzend): „Ach ja! Das ist ja ganz gut, aber es wäre noch schöner, wenn ich Berge „bersehen“ könnte!“

Freud. „Na, hören Sie 'mal, der von Ihnen empfohlene Schneider ist ja ein Spielbube; er hat meinen ihm zur Reparatur übergebenen Frackanzug einfach verseht.“

Reper: „Weiß ich, und dafür hat er meinen Paletot wieder eingelöst. Jehz empfehlen Sie den Mann weiter, damit Sie ebenfalls wieder zu Ihrem Eigenthum kommen.“



Toxist: „Guten Tag, Schweineemulterchen!“ Frau: „Guten Tag, mein Sohn!“